

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

234 (8.10.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 234

Nr. 40

Samstag, den 8. Oktober

1927

Nationalcharakter und Ablauf der Geschichte

Von Curt Amend

Wie kommt der Nationalcharakter eines Volkes zustande? Nun, er ist das Resultat aus den Einflüssen des Klimas, der Umwelt (Landschaft) und der Ernährungsweise, sowie der Erziehung und der Tradition. Dabei haben Klima, Landschaft und Ernährung die primäre Bedeutung. Alle Erziehung und alle Tradition würden etwa einem Engländer und seinen Nachkommen, die gezwungen sind, für immer im innersten Urwald Afrikas zu leben, auf die Dauer wenig helfen; Klima, Umwelt und Ernährungsweise würden das Denken und Fühlen dieses Engländers und noch mehr das Denken und Fühlen seiner im Urwald geborenen Nachkommen so sehr verändern, daß nach einer gewissen Zeitpanne seine Enkel und Enkelkinder von der Urbevölkerung kaum noch zu unterscheiden wären. Ein besonders lehrreiches Beispiel liefert auch die Geschichte Nordamerikas. Klima, Landschaft und Ernährungsweise sorgen im Zusammenhang mit einer ganz bestimmten Erziehungsmethode dafür, daß trotz der verschiedenartigen Zusammenfügung der Bevölkerung ein verhältnismäßig einheitlicher Nationalcharakter entsteht, ein Nationalcharakter, dem sich die Einwanderer nur zu rasch anpassen.

Die Beziehungen zwischen Klima, Landschaft und Ernährungsweise einerseits und Erziehung, Moral und Tradition andererseits sind im einzelnen noch wenig erforscht. Aber eines steht heute schon fest, daß Moral und Tradition ihrerseits außerordentlich stark von den an erster Stelle genannten Faktoren abhängig sind. Im Umkreis ihrer primitiven Gesetze sind sich natürlich alle Menschen bis zu einem gewissen Grade gleich. Und so begegnen uns denn auch in der Kunst und Literatur aller Völker immer wieder Schilderungen derselben Gefühle und Vorstellungen. Nur die Art und Weise der Schilderung selbst, angefangen vom Ausdrucksmittel der Sprache und der Schrift bis zur Beobachtung naturhafter und seelischer Einzelheiten, ist verschieden. Und darin offenbart sich denn auch bereits der Einfluß von Klima, Umwelt und Ernährungsweise. Betreten wir aber erst einmal das Gebiet moralischer Wertung, dann werden die Unterschiede unter dem Einfluß dieser Faktoren noch viel größer.

Man könnte über diese Dinge ein dickes Buch schreiben. Hier genügt die kurze Feststellung, daß der Nationalcharakter abhängig ist von Klima, Landschaft und Ernährungsweise. Daraus folgert für alle Kulturhistoriker, Soziologen und Rassenbiologen die unabwiesbare Pflicht, den Darstellungen nationaler Eigentümlichkeiten eine ganz exakte Erforschung der Bedingungen zugrunde zu legen, wie sie eben von Klima, Umwelt und Ernährungsweise geschaffen werden. Ein Volk, das in der Hauptache Fleisch isst, muß ganz andere Charakterzüge aufweisen, als ein Volk, das vorwiegend von pflanzlichen Produkten, etwa von Reis, lebt. Die Nahrungsmittelhygiene und in Verbindung mit ihr die genaue Untersuchung der Lebensmittel auf ihre chemische Zusammenfügung und auf ihren biologischen Wert hin haben uns hier ganz neue Perspektiven eröffnet.

Ist der Nationalcharakter das Resultat aus den von Klima, Umwelt, Ernährungsweise, Erziehung und Tradition verschaffenen Bedingungen, so ist die Geschichte eines Volkes wieder in der Hauptsache das Ergebnis der Erscheinungen dieses Nationalcharakters. Daneben sprechen natürlich außerhalb liegende Verhältnisse, wie vor allem der Nationalcharakter der Nachbarn, bei der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes in gewichtiger Weise mit.

Zweifellos wäre die deutsche Geschichte ganz anders verlaufen, wenn etwa die Spanier unsere westlichen Nachbarn wären. Faktisch haben wir es aber durch die Jahrhunderte hindurch mit den Franzosen zu tun. Und deren Nationalcharakter, wie er durch das dortige Klima, die dortige Landschaft und die dortige Ernährungsweise bedingt wird, ist für uns absolut schicksalhaft geworden. Aber unmittelbar haben wir auf diesen Nationalcharakter der Nachbarn kaum noch irgendwelchen Einfluß. Für uns entscheidend ist der eigene Nationalcharakter und die von ihm abhängige Kunst, aus dem Nationalcharakter des Nachbarn recht viel Gutes für uns herauszuholen. Diese Kunst nennt man Außenpolitik, Diplomatie.

Diejenige Eigenschaft in unserem eigenen Nationalcharakter, die das schwerste und gefährlichste Hindernis für eine wahrhaft glückliche Entwicklung unseres Volkes nach innen und nach außen bildet, ist jener Individualismus, jener Hang zur Eigenbrödelerei, der verantwortlich zu machen ist für das politische Nationalaster der Deutschen, ihre Uneinigkeit und Zwietsch. Immer und überall ist uns diese Zwietsch im Wege gestanden. Nur in den seltensten Fällen ist es gelungen, die Masse des Volkes oder wenigstens seine im Augenblick wichtig-

sten Schichten zu einer großen Aktion von längerer Dauer zusammenzufassen.

Die Lakaienhaftigkeit, die Knechtlichkeit, die als ein anderer Charakterzug unseres Volkes vom 17. Jahrhundert an zu beobachten ist und hoffentlich durch die Republik überwunden werden wird, darf uns nicht täuschen: bezeichnend bleibt auch oder gerade erst recht für die letzten Jahrhunderte der deutschen Geschichte die Tatsache, daß diejenigen Schichten, die in diesen Jahrhunderten die jeweiligen Träger der politischen Entwicklung waren, dem Nationalaster der Zwietsch in genau so ausschweifender Weise gehuldigt haben, wie die Vorfahren im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit.

Die aussichtsreichste Wissenschaft der Zukunft wird die Eugenik, die Rassenbiologie sein. Ihre Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob und wie sich der Nationalcharakter eines Volkes zum Besseren verändern läßt. Das Klima entzieht sich fast ganz äußerer Beeinflussung, und auch die Landschaft können wir nur in sehr geringem Umfange verändern. Was wir aber ganz bestimmt aus eigener Kraft und aus eigenem Entschluß ändern können, das ist die Ernährungsweise. Die Annahme ist berechtigt, daß sich mittels der Erziehung und der Moral allein jene Wandlungen des Nationalcharakters, welche die Voraussetzungen für eine wahrhaft große deutsche Zukunft sind, nicht bewerkstelligen lassen. An den Grundbedingungen muß eine wirklich zum Ziele führende Änderung vorgenommen werden.

Ob die Erkenntnis der Nichtigkeit dieser Anschauung und ihrer Nützlichkeit für die Praxis Allgemeingut wird, das ist allerdings eine Frage für sich. Daß die deutsche Zwietsch unser Erbfeind ist, daß diese Zwietsch den Aufstieg unseres Volkes immer wieder behindert hat und noch behindert, darüber wird nicht mehr gestritten. Aber nur die Wenigsten zerbrechen sich den Kopf darüber, wie man des Übels Herr werden könne. Eines ist klar: will man das Übel ausrotten, so muß man an die Wurzeln heran, so muß man den Faktoren ins Auge sehen, welche die Voraussetzungen unseres Nationalcharakters sind. Und dort muß der Spaten angelegt werden. Wer sich mit diesen Problemen beschäftigt, leistet damit jedenfalls vaterländische Arbeit im höchsten Sinne dieses Wortes. Denn das deutsche Volk wird nur dann den ihm zukommenden Platz im Weltgeschehen ohne fortgesetzte Krisen und Rückschläge, ohne Revolutionen und Zusammenbrüche erringen, wenn es ihm gelingt, sich zur Staatsnation zu erziehen. Jede Möglichkeit, und mag sie zunächst auch noch so neuartig aussehen, muß ins Auge gefaßt werden, um dieses große Ziel zu erreichen.

Wie kann die Menschheit biologisch verbessert werden?

Von Prof. Dr. Wilh. Gemünd, Nachen

Individuelle und soziale Hygiene bemühen sich seit vielen Jahrzehnten um einen planmäßigen Schutz der Gesundheit und Wohlfahrt des einzelnen und der menschlichen Gesellschaft. Immer mehr hat sich aber die Erkenntnis durchgesetzt, daß diese Maßnahmen allein nicht ausreichend sind. Was nützt alle Fürsorge und Hygiene, mit der die derzeit lebende Menschheit behütet wird, wenn immer wieder Menschen ins Leben gerufen werden, die infolge ungünstiger Beschaffenheit und Zusammenfügung ihrer Erbanlagen von vornherein zu Lebensschwäche, Siedtum, körperlicher und geistiger Entartung bestimmt sind? Im Interesse der Arterhaltung des Menschen kommt es deshalb vor allem darauf an, daß die nächste Generation womöglich schon mit besseren, d. h. für den Lebenskampf tauglicheren Erbeschaften ins Leben tritt, als die vorhergehende, also — nach ihrer Erbmasse beurteilt — in gewissem Sinne schon eine biologisch höhere Stufe der Menschheitsentwicklung bedeutet. Nun fallen aber die Würfel für das kommende Menschenleben bei der Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Keimzelle und der sich dabei vollziehenden Mischung der beiderseitigen Erbanlagen. Die Fortpflanzungstätigkeit des Menschen müßte daher unbedingt unter dem Gesichtspunkt der Arterhaltung stehen; es müßte angestrebt werden, daß dabei in der befruchteten Eizelle, als ersten Zelle eines neuen Individuums möglichst günstige, d. h. „gesunde“, und zueinander passende Erbanlagen zusammentreffen. Derartige biologische Gesichtspunkte beeinflussen die Gattenwahl aber nur in den allergeringsten Fällen; in der Regel sind rein persönliche, auf das Glücksgefühl der beiden Ehegatten allein hinzielende Gründe dabei ausschlaggebend.

Nun ist schon des öfteren der Gedanke ausgesprochen worden, daß das, was zunächst nur dem Glück und dem Wohle der beiden den Eheband eingehenden Personen zu dienen scheint, nämlich eine entsprechende, ein harmonisches Zusammenleben in der Ehe ermöglichende Beschaffenheit und Konstellation der beiderseitigen Anlagen und Eigenschaften schließlich doch auch von selbst die günstigste Anlagenkonstellation für die Erbmasse der aus

dieser Vereinigung hervorgehenden Kinder bedeutet. Naturgemäß scheiden die reinen Vernunfttheorien, insbesondere die sogenannten „Geldheiraten“ u. v. für diese Überlegung aus: Es kann sich nur um diejenigen Ehen handeln, die auf Grund eines gegenseitigen Sympathiegefühls, also einer entsprechenden „Liebeswahl“ geschlossen wurden. Das Problem vereinfacht sich also zu der Fragestellung, ob der Liebesinstinkt, mit anderem Wort die „Liebe“ imstande ist, solche Menschen zwecks Paarung zusammenzuführen, deren Eigenschaften einerseits eine günstige Kombination für ihr eigenes, d. h. eheliches Glück bedeuten, und andererseits in den entsprechenden Erbanlagen günstige Kombinationsmöglichkeiten für die Erbmasse der Kinder ergeben?

Will man sich darüber auseinandersetzen, ob der Liebe neben der persönlichen auch eine im Interesse der Arterhaltung liegende, also überpersönliche Bedeutung zukommt, so muß man sich allerdings zunächst darüber verständigen, was man im allgemeinen, und erst recht in diesem besonderen Falle unter „Liebe“ verstehen will. Nun ist es wohl selbstverständlich, namentlich im Rahmen der hier zu behandelnden Fragen, daß die rein sexuelle Zuneigung, der rein animalische Geschlechtstrieb nicht als Liebe aufgefaßt werden kann, da ein solches rein geschlechtliches Begehren natürlich biologisch blind ist. Unter normalen Verhältnissen läßt sich dagegen schon auf den höheren Stufen der Tierwelt, erst recht beim Menschen feststellen, daß der geschlechtliche Trieb keineswegs wahllos auf alle Personen des anderen Geschlechtes gerichtet, sondern von einem gleichsam übergeordneten Instinkt geleitet ist, der aus Gründen, die den betreffenden Personen meist völlig unbewußt sind, eine mehr oder weniger weitgehende und strenge Auswahl trifft. Dieser auswählende Instinkt, der auf geheimen, meist völlig unbewußten Fäden körperlicher und seelischer Anziehung beruht, und in ausgesprochensten Fällen als „Liebe auf den ersten Blick“ zwei Personen mit geradezu unwiderstehlicher Gewalt zueinander führt, ist das, was man gewöhnlich im engeren Sinne als Liebe bezeichnet, zum mindesten als geistige oder höhere Liebe der niederen oder animalischen gegenüberstellt.

Es wäre also zu zeigen, daß dieser auswählenden Liebe zum mindesten in solchen Fällen, wo sie klar und ausgesprochen in Erscheinung tritt und befolgt wird, eine solche Bedeutung zugesprochen werden kann.

Schon Schopenhauer hat darauf hingewiesen, daß nicht nur bei Freundschaften, sondern erst recht bei Liebesympathien gegensätzliche, sich ergänzende Eigenschaften die stärkste Anziehung aufeinander ausüben; und der Volksmund hat das physikalische Gesetz, daß gleichnamige Pole sich abstoßen ungleichnamige Pole sich anziehen, schon von jeher auf das Liebesleben übertragen. Die psychologische Erklärung dafür dürfte wohl darin zu suchen sein, daß jede über den Durchschnitt hinausgehende, also einseitige Eigenschaft, namentlich, wenn sie von ihrem Besitzer selbst als anormal oder gar krankhaft empfunden wird, in ihm Unlustgefühle bis zu ausgesprochenem Widerwillen auslöst. Er wird demnach diese Eigenschaften in seiner Geliebten und zukünftigen Gattin nicht nur nicht suchen, sondern eher verabscheuen, und demzufolge unwillkürlich von solchen Eigenschaften angezogen werden, die nach der anderen Seite hin um ebensoviel vom Mittel abweichen. Es ist das gleichsam eine kompensatorische, seelische Sicherungsmäßnahme.

Wohl jeder hat schon Gelegenheit gehabt, Ehepaare zu beobachten, von denen der eine Teil ein leicht erregbares, sanguinisches, selbst streitbares Temperament besitzt, der andere ebenso stark nach der ruhigen, selbst phlegmatischen und friedfertigen Seite hin veranlagt ist, und die eben deshalb von kleineren, unvermeidlichen Reibungen u. v. abgesehen, ausgezeichnet miteinander auskommen und sich oft in sehr glücklicher Weise ergänzen und ausgleichen. Ebenso verhält es sich mit vielen, entgegengesetzt gerichteten Temperament- und Charakteranlagen. Es ist klar, daß das Zusammentreffen derartig kontrastierender Anlagen in der Erbmasse der Kinder immer wieder auf einen Ausgleich der einseitigen Anlagen hinarbeiten und extremer Steigerung derselben entgegenarbeiten wird. Allerdings findet man eine derartige, „intermediäre“ Vererbung keineswegs immer; sehr häufig lassen bekanntlich die Kinder nur die Eigenschaften des einen oder des anderen ihrer Eltern erkennen. Daß aber auch in solchen Fällen eine günstige Beeinflussung der Erbanlagen und Eigenschaften, wenigstens der später folgenden Generationen noch durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, hängt mit der äußeren, komplexen Natur der meisten menschlichen Eigenarten und manchen Besonderheiten der Vererbungs Gesetze zusammen.

Nun handelt es sich bei der Entstehung der Liebesympathie natürlich in der Regel keineswegs nur um die einfache Anziehung irgend eines gegensätzlichen Eigenschaftenspaars. Entsprechend der komplizierten seelischen Struktur der meisten Menschen, namentlich der höheren Geistesmenschen, sind die Fäden seelischer Sympathie,

Die sich von einem zum anderen hinüberziehen, unendlich viel feiner und komplizierter gesponnen, und setzen sich aus einer Fülle von Anziehungen und Abstoßung zahlreicher, entsprechender Eigenschaftspaare zusammen. Manchem dabei wird man bei genügender individual-psychologisch vertiefter Kenntnis der betreffenden Personen nachgehen können, anderen auch dann nicht; aber es genügt auch, wenn man das all diesen seelischen Sympathien und Antipathien zugrunde liegende gemeinsame Prinzip und seine biologische Auswirkung erkannt zu haben glaubt. Der Reichtum der Natur besteht ja so oft auf dem unendlich komplizierten Zueinandergreifen relativ weniger und einfacher Gesetze. Zweifellos wird man diese Beobachtung in vielen Fällen bestätigt finden: In vielen anderen liegen die Verhältnisse aber doch wesentlich komplizierter.

Im schroffen Gegensatz zu der bisher vertretenen Auffassung scheint nun die Beobachtung zu stehen, daß sich auch im Liebesleben so häufig „Gleiches zu Gleichem“ gesellen. Aber der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Es handelt sich bei diesen „gleichen“ Eigenschaften eben um ganz andere, als die vorstehend erwähnten, im wesentlichen als Charakter- und Temperamenteigenschaften gekennzeichneten. Die Gleichheit und Verwandtschaft sich liebender Personen liegt auf ganz anderen Gebieten des seelischen Lebens. So wird man z. B. nicht leicht finden, daß Menschen sehr verschiedenen Intelligenzgrades ausgesprochene Liebesympathien für einander empfinden. Auch Gleichheit der Interessen, der Weltanschauung, der religiösen, politischen, ethischen und moralischen Auffassung usw. mag eine Rolle spielen. Aber all diese und verwandte Eigenschaften grenzen doch andererseits nur einen weiteren Kreis von Personen ab, unter denen dann die engere Liebeswahl doch wieder nur auf Grund der gegenseitigen Anziehungen entgegengesetzter gerichteter Eigenschaften im wesentlichen Charakter- und Temperamentsanlagen im vorstehend behandelten Sinne stattfindet.

Dadurch wird das derzeitige Verhalten des Menschen immer wieder dem mitwirkenden kontrollierenden und regulierenden Einfluß des vergangenen Verhaltens und Geschehens unterstellt. So gründet sich aber auch der Geschlechtstrieb und das damit zusammenhängende und ersteren leitende Liebesleben des Menschen auf Reaktionsfähigkeiten, die in der unendlich langen Reihe der Vorfahren erworben, fixiert und immer spezifischer — je nach der besonderen körperlichen und geistigen Veranlagung der die gleiche Erbmasse führenden Vorfahren — gestaltet wurden. Diese geben dann dem Liebesleben jedes Menschen sein besonderes, seiner Eigenart und seinem ergötlichen Bedürfnis — was nach unserer Auffassung naturgemäß, wenn auch immer unbewußt, biologisch orientiert ist — angepaßtes Gebräuge, und sind die Ursachen dafür, daß auch auf dem Gebiete des Liebeslebens der Gesinnung der verschiedenen Menschen durchaus verschieden gerichtet ist.

Berliner Theaterbrief

Von Hanns Martin Elster

Die Spielzeit ist kaum vier Wochen alt und schon gewinnt es den Anschein, als ob alle Versprechungen wieder nicht gehalten werden sollen. Die zweite Hälfte des September brachte noch weniger ernste Theaterereignisse als die erste. Ja, sie brachte sogar einige Enttäuschungen, wie z. B. in Jahn's Staatslichem Schauspielhaus, die man nicht erwartet hätte. Das Lustspiel ist Trumpf. Fragt mich aber nur nicht, welches Lustspiel. Curt Boeck hat ja in seinem „Hokusfokus“ ganz recht auf die Frage, was das Publikum vom Theater wolle, zu antworten: Es will lachen oder weinen! Erheitert oder erschüttert werden! Die zweite Frage aber nach dem wie; nach den Mitteln, die uns Lachen oder Tränen entlocken sollen, stellt und beantwortet er aber nicht. Und sie ist doch heute die wichtigste. Gegen die Vorherrschaft des Lustspiels an sich wäre ja gar nichts einzuwenden. Und wenn irgend eine Bühne im finsternen Norden oder an der Grenze der Stadt einen Schwank wäpft, protestiert man aber auch nicht. Aber von den Bühnen, die den Namen Kunst, die den Willen eines literarischen Niveaus in Anspruch nehmen, muß man doch verlangen, daß sie bei der Wahl des Lustspiels Maßstäbe anwenden, daß sie sich um das höhere Lustspiel, das wir mit Komödie zu benennen pflegen, bemühen. Gerade dies ist aber nicht der Fall. Man macht sich die Arbeit so leicht wie möglich. Man spekuliert nach wie vor auf rohe Instinkte eines durch und durch materialistischen Publikums. An Shakespears, an Kleists denkt man nicht mehr; die große Komödie macht anscheinend Regisseuren und Schauspielern zu viel Arbeit, man hält sich an die leichteste Tagesware.

Selbst im staatlichen Schauspielhaus. Daß Leopold Jahn dies Stück von Felix Joachimson „Fünf von der Jazzband“ zuliebt, erfüllt mit Bitternis und Erbitterung. Denn bisher hatten wir geglaubt, daß wenigstens Jahn bei allen notwendigen Einstellungen auf unumgängliche Zeitforderungen doch der Kunst an sich dient. Diese „Komödie in drei Akten“, die zu gleicher Zeit bei der Uraufführung in Braunschweig durchfiel, ist aber weder eine Komödie noch gar ein frohes Lustspiel, sondern eine ganz kleine, innerlich völlig leere, alberne Burleske, die gerade für einen Einakter genügt hätte. Der winzige Einfall: vier Jazzbandspieler, darunter ein Neger als Trommler, endeten in einer Bar auf der Fahrt zum Konzert in der Barmaid eine ihnen geeignet erscheinende Partnerin für die Trommel, sie nehmen sie mit, „entleihen“ für sie aus einem Sotet-

zimmer ein Kleid, erleben bei dem Konzert das Fiasko der völlig unmusikalischen Barmaid, geraten nun in einen ergebnislosen erotischen Wettkampf um das hübsche Mädchen und liefern es schließlich wieder, als sie entdecken, wie sinnlos ihre Jazzband durch dieses weibliche Element gestört wird, in der Bar ab, um künftig ohne Feminium ihre Jazzband zu pflegen — dieser kleine Einfall wird mühselig durch Anleihen bei Sternheim, Neßlich breitgewalzt; die Regie Erich Engels half bei der Dehnung wacker mit, die Schauspieler, die innerlich keinerlei Beziehung zu dem Stück verrieten, füllten mit jedem Worte fünf Minuten, so daß das konstruierte des Stückes noch schärfer in Erscheinung trat. Flott in einem Vorstadttheater gespielt hätte man sich das Werkchen gefallen lassen als eines der vielen gemachten Lustspiele, die über die Bühnen gehen, ohne Spuren zu hinterlassen. Aber für das staatliche Schauspielhaus war es denn doch eine starke Zumutung, solchen Schwank als „Komödie“ vorzuführen, denn es gibt keine Entschuldigung bei ihm für diesen Jekgriff.

Dann hätte es schon lieber den Mut haben sollen, den in der Provinz bereits seit vorigem Winter bekannten Dreiaakter von Curt Götz, „Hokusfokus“ herauszubringen. Denn hier haben wir es mit einem wirklichen Lustspiel, sogar mit guter Neigung zu höheren Komödie hin zu tun. Es ist für die Berliner Theaterverhältnisse bezeichnend, daß dies Stück erst einen Siegeszug durch das Reich machen mußte, ehe es auf den von ausländischen Schwänken überfüllten Berliner Bühnen Platz finden konnte. Jetzt im Komödienhaus, in der eigenen Regie des Verfassers und unter seiner Mitwirkung als der Dichter (zugleich Dramaturg) sowie als Peer Bille, der Mörder, Ermordete und glücklich Liebende. Die Aufführung war bis auf Längen im dritten Akt eine der besten, die Berlins Lustspielkünstler in den letzten Jahren als Ensemble geboten hat. Das Zusammenspiel von Curt Götz mit seiner Frau Valerie v. Martens, ist in seiner Güte ja bekannt; aber auch das Verwandlungsspiel der Doppelrollen im Vor- und Nachspiel, sowie im Hauptstück des Rahmenwerkes war von seltenem Reiz, schauspielerischer Entfaltung; Hermann Valentins Theaterdirektor und Rechtsanwalt war schließlich eine Meisterleistung. Zugleich war das Stück selbst aber erfüllt von einer geistvollen Verfolgung und Stellungnahme zu den berlinischen Theaterverhältnissen mit einer so charaktervollen und eleganten Urteilsfähigkeit, daß man seine helle Freude an dem frischen Werk hatte, zweimal, da es der tieferen Komödienidee — ein Dichter muß Hokusfokus machen, weil die unersetzten Zeitgenossen ihm kein strebendes Dichtertum gestatten — nicht entbehrt.

Ein aktuelles Thema hat auch Ludwig Fulda sich gewählt: den üblen Filmstar- und Filmgeschäftsrummel, die vielleicht unmoralischste Betriebserscheinung unserer Zeit. Leider hat Fulda, der liebenswürdige fünfundsiebzigjährige, aber nicht die Schärfe des Satirikers zur Verfügung, um mit den gesamten ecken Filmmachern und Struppelsoßjagden der Filmleute vom hohen Standpunkte aus abzurechnen und diese verlogene Welt einiger Lächerlichkeit zu überantworten. Es langt nur zu einer Burleske, die in Situationskomik ertrinkt und dadurch Nachsalben entseht. Die in Amerika spielende „Filmromantik“, so heißt der vom Lustspielhaus herausgebrachte Dreiaakter, enthüllt, wie durch einen Film-director ein junges Mädchen mit allem Taktum der Kleinstadtmädchen zum Star gemacht wird. „Keine Diva ohne Selbstmordversuch!“ Die Diva dreht ihrem beliebten Manager, als dessen uneheliche Tochter sie sich zum Schluß überflüßigerweise herausstellt, eine Nase und heiratet den Mann, den sie liebt — damit das Stück doch mal ein Ende finde. Man sieht: bei Joachimson kommt die Jazzband, bei Fulda der Film auf die Bühne. Wenn das dem Theater nicht zu vollen Kassen verhilft, dann gibt es doch für diese nur nach den Erfolgen anderer „Branchen“ schielenden Theaterdirektoren doch überhaupt kein Rettungsmittel mehr. Denn daß ein Rudolf Presber, der ja einen Namen als sogenannter Humorist hat, mit drei dramatisierten Witzblattsgen „Ach wie so trügerisch...“ im Neuen Theater am Zoo das Theater rettet, glaubt doch auch der begeisterte Presberianer nicht. Szenen wie: ein Ehemann verliert seine Frau in Nizza, wo sie sich mit einem andern Manne verbindet, und tröstet sich mit ihrer Kusine oder ein Apotheker läßt sich in Berlin von einem „Nämhchen“ ausplündern, dabei von der Schwiegermutter abfallen und entloben, um sich nun mit der Schwiegermutter zu verloben, oder ein Separé-Kellner gewinnt in der Kasserie 150.000 Mark und einen Stammgast zugleich als Schwiegerjohn — solche Szenen sind doch so alter Tobak, daß er wirklich nicht mehr schmeckt. Es geht eben doch nicht mehr mit der Produktion der Sechzigjährigen.

Selbst bei den von unsern Theaterdirektoren vielbewunderten Ausländern muß man dies „schon“ feststellen. Galsworthy, inzwischen auch ein Sechziger, wurde uns mit einem seiner ältesten Werke „Sensation“ vom Neuen Theater am Zoo vermittelt: Franziska Ring tat gut daran, ihre starke Kraft nicht in diesem poesielosen, dünnen Tendenzstück zu verschwenden, sondern monoton eine Witwe zu spielen, deren Mann im Selbstmord geendet hat. Galsworthy gestaltet hier aber keine menschliche Tragödie, sondern will ein englisches Gesetz, das es bei uns nicht gibt und uns nicht interessiert, ad absurdum führen: das Gesetz, das die Aufklärung der Anlässe jedes Selbstmordes verlangt. Die von der Polizei menschenquälerisch aufgestellten Kombinationen erweisen sich schließlich als Luftblasen, als der am Vorabend des Selbstmordes geschriebene Abschiedsbrief des Selbstmör-

ders aufgefunden wird. Man tat Galsworthy's guten Namen als Epiker keinen Dienst mit der Ausgrabung dieses auch sonst reichlich nach gearbeiteten Stückes. Ebenso sollte man uns doch endlich einmal mit Louis Verneuil, der im vergangenen Winter schon Trumpf war, verlohnen; seine Markttitade „Kopj oder Schrift“ wird keineswegs besser, wenn das Trianontheater sie jetzt ohne — Erika Bläher, wie vor zwei Jahren im Komödienhaus viel matter herausbringt. Auch eine Bearbeitung eines alten Scribe-Lustspiels erfreut nicht mehr unser Herz, selbst wenn sie so geschickt vorgenommen wird, wie von Leo Lenz, der die „Doights de Fée“ in „Leonic“ umgetauft hat. Das Berliner Theater zeigte seinem Mittelstandspublikum, wie eine arme verstoßene Adelige als Modeschneiderin die ganze vornehme Verwandtschaft rettet. Man kann sich denken, daß Erika von Thellmann und Georg Alexander aus diesem alten Stoff alle Effekte für ihr anspruchsloses Publikum herausholten. Die beiden andern Franzosen, die uns die Saison nach besuchte, bewegten sich auf dem üblichen Pariser Liebesparkett: Paul Géraldy zeigte in seiner psychologisch feinen Dialogart in den Kammerjungen als „Ihr Mann“ den Beweis der ehelichen Treue durch einen Dreiecksversuch. Gute Durchschnittsware. Henry Bataille enthielt dagegen in „Kohlsch“ im Renaissance-theater die Probleme einer Liaison mit ein paar starken Szenen für Curt Bois, ohne jeden Willen zur Tiefe. Man ist froh, daß Theodor Lager das Renaissance-theater nun an Gustav Hartung abgibt, der hier wohl eher dem Namen der Bühne entsprechende Arbeit leisten dürfte.

Was bleibt nun eigentlich als Gewinn der zweiten Septemberhälfte? Etwas die Neuaufführung von Zundermanns „Johannisfeuer“ im Kleinen Klosterstraßen-theater? Doch nur eine literarhistorische Geburtstagsangelegenheit. Oder gar des sozialistischen Redakteurs Paul Bader unfreiwillig komische „Fürstenwende“ im Hoftheater, darin sich ein Kronprinz als Architekturstudent mit einer Studentin verlobt und gegen den wütenden Willen seines Vaters, des entthronten Königs, auch mit ihr verheiratet? Der das Mysterium von der Homosexualität, das der jung verstorbene Wiener Hans Kallmeyer hinterlassen hat und unter dem Titel „Die Schwester“ von Eugen Robert im Theater in der Königgräberstraße mit der Orska recht schwach herausgebracht wurde? Dies Stück eines sicher tiefer beunlagten jungen Dichters ist doch noch völlig ein Produkt der Chaosperiode nach dem Kriege. Die Handlung schildert den Weg einer lesbischen Krankenschwester, die stellunglos geworden, eine luetische Strazendinne wird und verkommt. Wählen im Schmutz mit Hilfe eines Sternheim-Wedekind-Galenclever-Gleitzigimus. Von Mysterium ist hier nichts zu spüren, nur von einer Sexualphantasie, die mit grauenvollen Absanderlichkeiten und Verkommenheiten der Zeit und unglücklicher Menschen Mitleid zu erregen versucht. Aber man merkt die Absicht und wird nur bei der Schlusszene: ein leidgerstörter Mensch spendet noch Güte, einmal ergreifen. Um dieser Schlusszene willen nennt man Kallmeyer einen Dichter; trotzdem ist aber die Aufführung ungerechtfertigt; denn nicht eine Szene soll genügen, um große Kunst zu verdrängen.

Was bleibt also hängen? Ein kleiner Abend im Theater in der Klosterstraße, wo uns Max Mells einst in den „Kammerjungen“ aufgeführt, „Hofspiel“ sorgsam neu geschenkt wurde. Und ein großer Abend der Volksbühne am Bülowplatz mit Schillers „Kabale und Liebe“; Erika Meingast, C. R. Nohz, Hensels und Schwannede schufen eine ernste Gestaltung, die nur noch stärker menschlicher Durchdringung bedurft hätte. Bang fragt man sich; wird der Winter in Berlin weiterhin so enttäuschen? —

Bücheranzeigen

Von Kopernikus bis Einstein. Der Wandel unseres Weltbildes, von Prof. Dr. Hans Reichenbach. (Bege zum Wissen: Bd. 85, Verlag Ullstein, Berlin.) — Von den vielen mehr oder weniger vollständig gehaltenen Büchern, die es versucht haben, die Einsteinsche Lehre von der Relativität einem größeren Kreise zugänglich zu machen, unterzeichnet sich Reichenbachs Buch dadurch, daß es hier zum erstenmal wirklich gelingt, den spröden Stoff zu bewältigen. Reichenbach ist selbst einer der besten Kenner der Einsteinschen Lehre und hat selbst bahnbrechende Arbeiten auf diesem Gebiet geschrieben. Es gelingt ihm daher auch, das Thema mit der Gründlichkeit und der kristallinen Klarheit zu erschöpfen, die nur dem gegeben ist, der sein Fach von Grund aus beherrscht. Trotz des schweren Stoffes ist das Buch leicht und flüssig, ja geradezu elegant geschrieben.

Ideen zur Staats- und Kultursoziologie. Von Prof. Dr. Alfred Weber. (Probleme der Staats- und Kultursoziologie, Bd. I, IV, 142 Seiten. Profsch, 6,20 RM, Leinen 8.— RM. Karlsruhe 1927. Verlag G. Braun.)

Die in dem vorliegenden Buch zusammengefaßten Arbeiten des Heidelberger Soziologen zeigen eine Art des wissenschaftlichen Vorgehens, die von einem sehr lebendigen und für die Probleme der Gegenwart offenen Geist getragen ist. Das zeigt sich zunächst in den methodologischen Überlegungen, in denen ein neuer und fruchtbarer Weg gewiesen wird, um einen Einblick in das Wesentliche des Gesamtgesellschaftsverlaufs zu gewinnen. Damit wird der Soziologie tiefer und schärfster Gehalt gegeben, sie wird zur Wissenschaft, die von dem Impuls verantwortungsvoller Stellungnahme zu Gegenwartfragen getrieben, aus dem unvertretenen Überdies über den Strom des Geschehens unsere Stellung in ihm aufzeigt. Die Fruchtbarkeit eines solchen Vorgehens erweist sich in den verschiedenen kleineren Aufsätzen, in denen aus dieser Gesamthaltung heraus zu aktuellen politischen und kulturellen Fragen Stellung genommen wird. Das Buch wird für viele, die gegenüber der Stellung und Bedeutung der Wissenschaft für das uns alle zutreffende Gegenwartsgeschehen skeptisch geworden sind, ein Wegweiser sein, wie ernste und tiefbringende wissenschaftliche Arbeit ihre Aufgabe für das Leben erfüllen kann.